

Friedrich Hölzel, bei Kriegsende Stadtpfarrer in Bad Liebenzell

Wie das Kirchspiel Bad Liebenzell das Kriegsende erlebte.

Der Samstag (15. April 1945) steigt herauf. Die Erwartung des Kommenden lastet wie ein Alp auf jedermann.

Abends will ich den letzten der auf dem Hauptverbandsplatz verstorbenen deutschen Soldaten in sein schon seit Tagen bereitetes Grab zu den drei anderen legen, die da drin ruhen. Da fahren die Grananten über uns weg, die wir grad vor der Brücke beim Rathaus auf dem Wege sind. Ein Satz über die Hecke weg bringt mich in Deckung. Beim Umschauhalten sehe ich die Staubwolken an der Stelle, wo ich von meiner Deckung aus unser Pfarrhaus vermute. Ich lasse meinen Mesner und meinen Leichenträger allein zum Dia-Haus weitergehen und eile, von erneutem Granateinschlag gehetzt, nach Hause.

Daß es nunmehr endgültig ernst war und daß der Feind nicht mehr weit sein konnte, war jetzt klar. Wir schliefen umschichtig die Nacht. In der ersten Hälfte legte ich mich aufs Bett, sprungbereit, in der zweiten meine Frau. Aber es passierte nichts, und am frühen Morgen des Sonntags trete ich an das Grab jenes Soldaten und bete ein Vater unser und werfe die Hand voll Erde auf seinen Sarg.

Am Sonntag nach Misericordias domini, den 16. April um 6 Uhr früh läutet die Glocke den Volkssturm zusammen. Der Wehrmachtsbefehlshaber gab den Befehl, sich der über die Nagold zurückweichenden Truppen anzuschließen. Wer



Bad Liebenzell „Am See“

*Federzeichnung von Karl Winkel
Eigentum und Verlag: Carl Reichert, Calw*

nicht folgt, wird erschossen! Es folgt aber niemand. Leider flüchteten sechs Männer auf diesen Befehl in den Wald und liefen dort geradewegs dem Feind in die Hände. Sie sind seitdem verschwunden (doch gab mir der Kommandant in Calw auf meine Anfrage und schriftlichen Bericht beruhigende Auskunft). Der Volkssturm

löst sich auf. Jeder ist in seinem Haus bei den Seinen. So schleichen die Stunden hin.

Wir sind im Keller, unserm guten, großen Pfarrhaus-Luftschutzkeller, in dem wir am Christfest mit den Kindern so schön gefeiert und so manche Bibelstunde seit jenem 7. Oktober hatten. Unsere Ohren sind

gespannt auf alle die Geräusche von oben: MG-Feuer, Pistolen-schüsse, Panzergranaten, Geschützdonner. Aber wir warten vergebens auf das Rasseln der Panzer, das uns zum Zeichen sein sollte, heraufzusteigen, die weiße Fahne zu zeigen und - dem Feind zu begegnen. Die weiße Fahne zeigen wir aber doch gegen Mittag. Und es passiert uns nicht jenes unglaubliche Bubenstück, das den Löwenwirt in Maisenbach um sein schönes Anwesen brachte. Dort kehrte auf das Hissen der weißen Fahne hin ein SS-Leutnant mit einem Unteroffizier und einem Gefreiten vom Waldrand her noch einmal zurück, wollte den Löwenwirt Steininger erschießen, schoss ihn auch ins Bein, zündete das große schöne Haus an, das dann auch auf die Grundmauern niederbrannte, mit allem Inventar und den reichen Vorräten dieses Gasthauses.

Wir saßen und warteten auf die Panzer! Da klopfte es an die Haustür. Ich eile hinauf und stehe vor einem kleinen Franzosen, begleitet von einem riesigen Marokkaner. Zum ersten Male sage ich mein Sprüchlein, das ich dann hundertmal zu wiederholen Gelegenheit habe: „Ici la cure; je suis le curé, le pasteur protestant de Bad Liebenzell oder de cette paroisse.“ Darauf grüßte er höflich und stellt sich vor: „Ich bin le Arzt“ und freundlich grüßend zieht er mit seinem Marokkaner weiter. War das der Feind? Im Keller ist Freude und Angst zugleich. Freude, daß es so gut abgelaufen war, Angst vor dem, was doch noch kommen konnte. Es kam denn auch sehr bald! Eine aufgeregte Frauenstimme rief, schrie nach Frau Burk, der Tochter im Haus gegenüber. Ich

komme an die Tür. Es ist Fräulein Neuhaus aus der Wilhelmstraße, die halb französisch, halb deutsch erklärt: „Je suis ordonné, ich muß Frau Burk haben, sie muß sofort einen Photoapparat beischaffen, sonst wird sie erschossen.“ Wir gehen hinüber zu Wursters. Aber da zeigt niemand Lust, nach dem Geschäft in die Wilhelmstraße zu gehen, zu allerletzt die junge Frau Burk. Dort hat man nämlich tatsächlich schon die Bekanntschaft mit den Schwarzen gemacht. Und während wir von der Straße her verhandeln, ruft uns ein französischer Offizier an, der ebenfalls von einem Marokkaner begleitet ist. Wir verstehen seinen Anruf nicht. Bleiben stehen. Worauf er über uns wegschießen läßt. Endlich begreifen wir, daß er ruft: „Kommen Sie her!“

Diese erste Begegnung mit einem französischen Offizier verlief sehr vielsagend. Er fuhr mich an: „Wenn Sie mit einem französischen Offizier sprechen, nehmen Sie gefälligst drei Schritte Abstand!“ Darauf sah ich ihn sehr lang an und ging die geforderten Schritte rückwärts. Als ich ihm meinen Stand nannte, wandelte er noch durchaus nicht um aus der Haltung eines Dompteurs zu einer menschlichen. Er fragte nach dem Bürgermeister. Da konnte ich keine Auskunft geben. Ich wußte im Augenblick nicht, daß Bott, der Adlerwirt, noch in der letzten Sitzung der Stadtväter für den vorliegenden Fall zum Bürgermeister ausersehen war. Aber nun, was wollte dieser sehr streng sich gebärdende den Kopf infolge eines Halsverbandes steif tragende Leutnant? Ich sollte ihm für Farbe sorgen, mit der er ein beschlagnahmtes Auto anstreichen wollte! Also

los mit Wohlleber zur Wilhelmstraße. Unterwegs ruft aus dem „Herzog Eberhard“ Herr G. mich an, seine Frau sei vergewaltigt worden! Der erste mir bekannt werdende Fall, dem leider ! so sehr viele noch folgen sollten!

Vor der Metzgerei Lörcher treffe ich auf meinen kleinen Arzt und sofort melde ich ihm das. Aber da ist ein deutsch-sprechender Unteroffizier, ich vermute ein Elsässer, bei ihm, der fährt mich wüst an. Ob ich nicht wüßte, was in Frankreich durch die Deutschen geschehen sei? Es war wieder eine kalte Dusche und das „Vae vitis“ kam mir immer deutlicher zu Bewußtsein. Bei Wohlleber dauerte es eine Zeitlang, bis die Farbe gebracht werden konnte. Inzwischen tauchte Bott auf und ich wollte ihn zu meinem Leutnant mitnehmen. Aber so schnell ging das nicht. Da war einmal der liebe Onkel Heinrich Altmann, vor drei Tagen als Volksturmman bei uns eingekehrt, jetzt Zivilist geworden und Unterschlupf begehrend. Dann als wir wieder zum Café Essig kamen, rief uns jener Elsäßer an: „Drüben an der Nagold und drunten beim Spritzenhaus liegt ein schwer verwundeter Marokkaner!“ Da die Deutschen die Stelle ständig unter Feuer halten, kann er nicht geborgen werden. Wir sollen ihn bergen. Und es bildet sich eine Trägerkolonne, bestehend aus Bott, Oberlehrer Mast und mir. Die Marokkaner führen uns, sehr vorsichtig und zur Vorsicht mahnend. Kopfschuß. Gehirn stark austretend über dem rechten Auge. Ein Riese. Schwer! Aber wir schaffen es und bringen ihn zu Sattler Rühle, wo mein kleiner Arzt sich seiner annimmt. Die Unsrigen haben tatsächlich

auf uns geschossen! Nun melde ich mich wieder bei meinem Leutnant, der steif, herrisch auf dem Platz vor dem Doktorhaus steht. „Wo waren Sie so lange?“ „Ich habe einen Schwerverwundeten geborgen.“ „O, das ist gut! Das ist sehr gut!“ Und der Bann ist gebrochen. Er ist Mensch! Und sofort geht er aus sich heraus. „Haben Sie Photo? Wir nehmen das sonst ab. Sie behalten das! Haben Sie Fernglas? Auch das behalten Sie“ usw.

Es ist Abend geworden. Und im heimischen Keller werde ich sehnlichst erwartet. Die weiße Fahne ist inzwischen in sehr würdiger Form ausgehängt. An der Haustüre prangt ein Plakat: violettes Kreuz und darüber „la cure“. Das ist wohl streng genommen das katholische Pfarrhaus. Aber in der französischen Schweiz sagt man auch zum evangelischen so und schließlich ist halt dies Haus Kirchstraße 13 „la cure“! Es sieht doch auch ganz so aus! Die Nacht bricht an; die schwerste, die Bad Liebenzell erlebt hat. Vergewaltigungen, Plünderungen, das ist das Geschehen dieser Nacht. Zu uns kommt einmal im Lauf der Nacht ein Trupp Schwarzer. Auf meine Auskunft: „Ici la cure, je suis le curé“. Faßt der vorderste der Schar ehrfürchtig nach meiner Hand und geht vorsichtig wieder die Kellertreppe hinauf und zum Haus hinaus. Der Morgen kommt! Auch nach dieser Nacht. Strahlend geht die Sonne auf - sie strahlt die ganze Woche durch in prächtigem Glanz. Wir haben erst hinterher gemerkt, welch eine Freundlichkeit Gottes dieser Sonnenschein während all dieser Tage gewesen ist.

Am Dienstag Morgen kommen

ein paar weiße Franzosen ins Haus. Ihnen geht es um den Photo, den aber die Hausfrau verteidigt wie eine Löwin ihr Junges. Und siehe da, zunächst wird er mitgenommen, aber nach einer kleinen Weile wieder zurückgebracht unter allerlei Entschuldigungen. Dafür geht jetzt das Verlangen auf Wein. Die Pfarrfrau will die Durstigen mit Süßmost abspesen. Den wollen sie nicht. Ich selber lasse mich herumkriegen und opfere meine Flasche Kirsch! Die hätte ich behalten können, wäre ich energischer gewesen. Sehr viel ernster ist, was nun die Berichte von den Vorgängen der Nacht ergeben. Die Vergewaltigungen sind entsetzlich: vom 13jährigen Kind bis zur 83jährigen Greisin, selbst die Wöchnerin in ihrem Bett mit ihrem Säugling - kein weibliches Wesen ist sicher und bleibt verschont, wenn die tierische Brunst dieser Schwarzen einmal aufgewacht ist.

So muß ein Ausweg gefunden werden. Und plötzlich steht da in unseren Gedanken die Kirche! Wer hat zuerst diesen Gedanken gehabt? Jedenfalls ist er da und wird ausgeführt. Ich suche wieder jenen Leutnant mit dem Halsverband, für den ich am Abend übrigens auch noch zwei Hühner hatte besorgen müssen, wa da noch recht anständig sich vollzog: nach Verlaufs von zweimal 24 Stunden lebte ja links und rechts der Nagold kein Huhn und kein Hase mehr; auch unsere waren von den Schwarzen gestohlen und verzehrt. Der Leutnant ist wieder an seinem Platz dort oben bei der Pension Weik. Er gibt mir nicht nur Auskunft über den Ort, wo ich den Kommandanten der hier kämpfenden Truppe treffe, er schickt auch

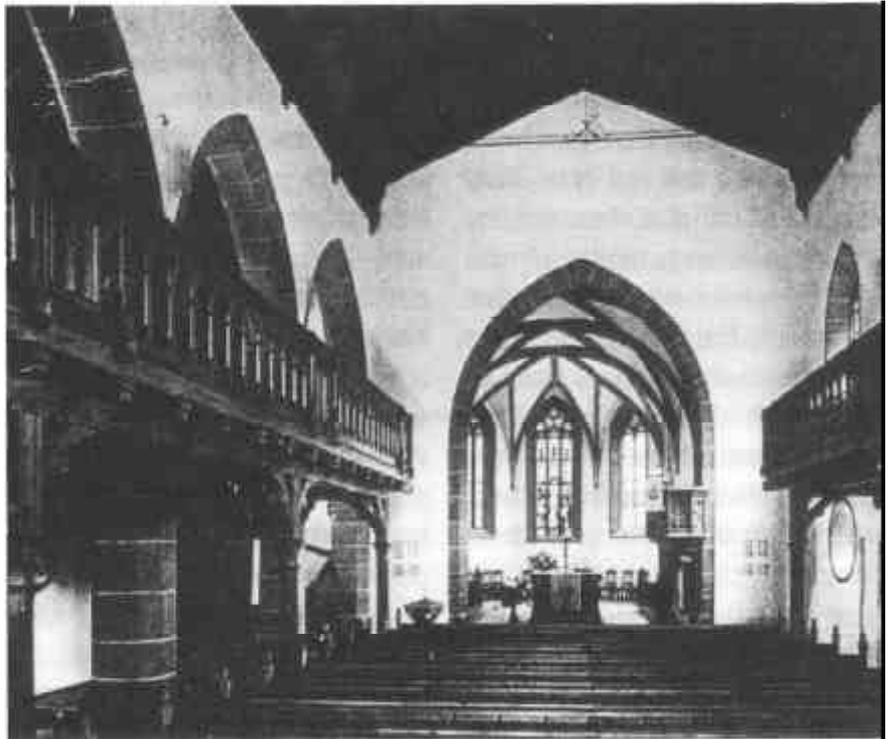
auf meine Bitte sofort seinen marokkanischen Begleiter als Wache ins Pfarrhaus, da ich ja nun auf längere Zeit meine Haustüre aus den Augen lassen muß, die ich doch seit Montag früh unausgesetzt hüte.

Also zum Kommandanten! Er hat seinen Gefechtsstand auf der Schleyerburg bei Frau von Diest. Mit Hilfe eines bei Sattler Rühle einquartierten Leutnants, des feinsten - soweit ich das feststellen kann - menschlich feinsten unter den französischen Offizieren, denen ich in diesen Tagen begegnet bin - erreiche ich den Kommandanten. Er spricht nicht deutsch. Sein Adjutant erledigt meine Bitte. Als ich von ihm weggehe, ist folgendes vereinbart: die Kirche und das Pfarrhaus werden Zufluchtstätten für alle Frauen der Gemeinde. Sie erhalten für die Nacht Wachen. Ich selbst bekomme eine Passierschein und bin berechtigt die Toten zu beerdigen (wir haben ja noch immer zwei, jetzt sogar drei Leichen daliegen, die unter den Boden kommen sollen), und die Kranken zu besuchen innerhalb unseres Städtleins und während des Tages.

Auf dem Heimweg suche ich die Kirche auf. Sie ist ganz still, ganz unberührt von dem grausigen Geschehen draußen auf den Gassen und in den Häusern. Der Gegensatz ist so ungeheuer, daß meine Nerven einen Augenblick zu streiken drohen. Mir laufen die Tränen über das Gesicht und ich kann nur in die Stille dieses Raumes hinein seufzen: „Herr Gott, Du suchst uns schwer heim. Deine Hand züchtigt uns hart. Aber wir haben Deinen Zorn verdient. Doch um Christi Willen: Erbarme dich! Erbarme dich über uns

armen Gequälten!“ Daß die Kirche Zuflucht sei, geht wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Und schon am frühen Nachmittag rücken sie an, nicht nur die Frauen und Mädchen, o nein, auch die Männer, die Kinder, alle kommen sie und das Haus füllt sich, Chor, Schiff, Empore; und der Sarg in der Sakristei ist auch eine Wache, so gut wie die Marokkaner, die beim östlichen Kirchhofeingang lagern. Im Pfarrhaus steigt und steigt inzwischen die Zahl der dort Schutz Suchenden, bis sie zuletzt hundert erreicht, wenn es nicht gar ein paar mehr wurden. Da der Artilleriebeschuß immer noch anhält, kann nur das Erdgeschloß benützt werden und da lagern nun Männlein und Weiblein, ein ganzes Volk! Am späten Nachmittag muß ich nochmals zum Kommandeur. In der Kirche ist die Angst aufgewacht, es könnte die deutsche Artillerie unser Städtlein beschießen und die in der Kirche zusammengepferchten Massen - es mögen doch an die 500 Leute gewesen sein - wären aus dem Regen in die Traufe gekommen.

Wieder führt mich mein Leutnant von Rühles. Unterwegs, da eben eine ziemlich heftige Schießerei anhebt, die uns zwingt, die Schleyerburg zu umgehen und von hinten her an sie heranzupirschen, fragt er mich plötzlich: „Glauben Sie, daß ein deutscher Kommandant in Frankreich auf seinem Gefechtsstand den französischen Pfarrer des Ortes empfangen hätte, solange noch der Kampf dauert und auf seinem Gefechtsstand die Granaten einschlagen?“ Ich antworte: „Das weiß ich nicht, aber ich bin Ihnen jedenfalls dankbar, daß Sie es tun!“ „Nun“, entgegnete er, „für uns ist das selbstverständlich!“



Das Kircheninnere nach der Renovierung 1978

Tatsächlich zeigt sich der Kommandeur, das heißt sein Adjutant. Großartig! Sie hören mich an. Verstehen die Besorgnis. Und es fehlt bloß, daß sie mir auf ihren Karten 1:25000 die deutschen Artilleriestellungen gezeigt hätten, jedenfalls erklären sie mir bestimmt, die Kirche liege im toten Winkel; keine Angst sei nötig. Mit dieser guten Botschaft kehre ich zu den Leuten dort zurück und wir beten und empfehlen uns dem göttlichen Schutz für die Nacht.

Am Morgen nach einer für uns im Pfarrhaus ruhigen, für die in der Kirche Eingepferchten allerdings sehr unruhigen Nacht, in der kein Schuß im Städtlein fiel, wohl aber der übliche Abendsegens der beiderseitigen Artillerie noch erheblich nahe dröhnte, kam ich zur Kirche, las dort die Losung, die ich im Pfarrhaus auch gelesen hatte. Das schöne Wetter hält an. Der Kirchhof wird zum Spielfeld für die vielen, vielen Kinder, so

wie der Hof und Garten hinter dem Pfarrhaus zum Aufenthalt werden für unsere Eingesperrten. Da sitzen sie in der Sonne, die schon recht schön wärmt.

An diesem Mittwoch Morgen haben auch drei Franzosen das Haus nach Soldaten durchsucht. Sie taten es sehr höflich, indem sie an jeder Tür erst anklopften, aber sehr gründlich. Dem guten Onkel Heiner leuchten sie mit der Taschenlampe ins Gesicht. Aber da seine mächtige Glatze aufstrahlt, ziehen sie sich sofort zurück: „Excusez! Pardon!“ Im übrigen herrscht eine gewisse Unruhe unter den Franzosen. Der Kampf stockt, wogt hin und her. Die Unsrigen sollen bei Heimsheim eine SS-Division eingesetzt haben. Als mich wieder ein Offizier am Mittwoch zum Kommandanten führt, frage ich nach der militärischen Lage und ob eine Rückeroberung Liebenzells durch die Deutschen in Betracht komme.

Er fragt mich: „Fürchten Sie sich vor den Deutschen?“ Ich antworte: „Ich fürchte mich davor, all das noch einmal durchkosten zu müssen, was wir jetzt durchgekostet haben und was bei diesem einen Mal schon fast zu viel war.“ Da lacht er: „Sie können ganz beruhigt sein, wo wir einmal sind, da weichen wir nicht wieder!“ Davon sind wir freilich nicht ebenso überzeugt.

Abends um 6 Uhr an jenem Mittwoch werde ich wieder beim Kommandanten vorgelassen: es handelt sich um den Revolver und einen Photo, die noch im Pfarrhaus sind. Eine junge Frau hat beides sehr harmlos mit aus der Pension Weik ins Haus gebracht, obwohl selbstverständlich die Abgabe aller Waffen schon aufs Klarste und Energischste verlangt und auch eine Durchsuchung der Häuser nach Waffen erfolgt war. Schon am Vormittag war ich in dieser Sache in höchster Aufregung zum Kommandanten gelaufen, der sein Quartier wegen der starken Beschießung von der Schleyerburg weg in das Haus Witt verlegt hatte. Aber ich war angesichts der offensichtlich recht brenzligen militärischen Lage nicht vorgelassen, sondern auf 6 Uhr abends wieder bestellt worden.

Und jetzt werde ich auch sofort vorgelassen. Photo und Revolver werden gar nicht übel genommen. Meine Anfrage in Bezug auf das viele Luftschutzgepäck, das hin und her im Städtlein von allen möglichen Leuten untergestellt worden war und dessen Inhalt niemand genau kannte, wird beruhigend beantwortet. Es soll niemand dafür haftbar gemacht werden, wenn da etwa in solch einem

fremden Koffer auch Waffen und Ähnliches gefunden würde. Und wieder vergeht eine Nacht. In der Kirche richten sich die Leute allmählich so ein, daß die Nächte erträglich werden. „Feierlich“ ist der Anblick allerdings nicht, wenn die Losung gehört wird und aus vollem Herzen singen wir unsere Morgenlieder und am Abend ist die Gemeinde sehr beteiligt, wenn wir mit gemeinsam gebetetem Vaterunser uns dem Schutz Gottes für die Nacht befehlen. Es ist Donnerstag geworden. Wieder geht am klaren Himmel die Sonne auf. Die Nacht war ganz ruhig. Es ergibt sich die Notwendigkeit, ein Krankenhaus zu haben, und ich gehe wieder einmal zum Kommandanten. Er genehmigt, daß das Dia-Haus zum Zivilkrankenhaus gemacht wird. Frau Dr. Hessenbruch übernimmt die ärztliche Betreuung. Sie will mit aller Kraft unseren geschändeten Frauen beistehen. In der Kirche ist allerlei Unruhe, weil die Gerüchte nicht verstummen wollen, daß in dem menschenleeren Städtlein die Slovenen aus dem Umsiedlungslager in der Liebenzeller Mission holen, was die Marokkaner des Aufhebens nicht für wert geachtet oder übersehen haben. Fräulein Haller will zwar die Hand ins Feuer legen für ihre Schützlinge. Aber der Verdacht belastet diese schwer. Unsere Lage ist dadurch nicht leichter. Übrigens machte der Kommandant heute morgen einen Spaß, als ich wieder dastand. Er sagte seinem Adjutanten: „Dites au pasteur qu'il ne circule pas sie beaucoup afin qu'il n'aïlle pas davant moi a l'éternité!“ Zu deutsch: „Sagen Sie dem Pfarrer, er solle nicht so viel herumlaufen, sonst geht er noch vor mir in die Ewig-

keit!“ Aber ich mußte doch zu Marquardt hinaus, von dem man hörte, daß er mit ganz schwerer Gesichtsrose auf den Tod krank liege. Aus dem Oberen Bad ist freilich an diesem Morgen noch geschossen worden, so langsam sind die Fortschritte der Franzosen, die allerdings nach unserer Beobachtung so gut wie keine Verluste haben.

Der heutige Tag bringt auch den Abschied von Dr. Klein, Docteur en Droit, Straßbourg, Robertsau Rue de la Tauche 43 mit Familie und vor Herrn Münch und seiner Familie. Herr Münch fällt mir um den Hals und küsst mir beide Wangen. Und nun erfahre ich, was sich in jenen Morgenstunden des 16. April hier außen im Längenbachtal zugetragen hat. Hier hatten die beiden Frauen Klein und Münch buchstäblich vor dem französischen Kommandanten gekniet, der schon drauf und dran war Jagdbomber anzufordern, die unser Städtlein hätten in Brand werfen sollen, weil aus den weithin mit leuchtenden roten Kreuzen versehenen Häusern über der Nagold drüben so rasend geschossen wurde. Die beiden Frauen waren uns dankbar verbunden dafür, daß wir diese Familien christlich aufgenommen hatten, obwohl, nein weil sie als Opfer der Willkürherrschaft des 3. Reiches in diese so unwürdigen Verhältnisse draußen bei der kleinen Papiermühle gepreßt worden waren, wo sie in regelrechten Pappschachteln wohnen sollten, 4 Personen in einem Raum von noch nicht 3 m Länge und 2 m Breite! Herr Dr. Klein wird uns auch künftig ein Fürsprecher sein. Und Herr Münch will alles daran setzen, so bald als

möglich von Straßbourg aus Arzneimittel für unsere Frauen herbeizuschaffen. So bald als möglich! Es hat sich gezeigt, daß dies nicht so bald sein wird; der Krieg ist immer noch viel verheerender in seinen Auswirkungen, als wir uns das vorstellen.

Am Nachmittag beerdigen wir nun unsere Toten. Die ganze Gemeinde ist da. Während wir am ersten Grab stehen, heult eine letzte, schwere deutsche Granate über uns weg und schlägt etwa 1 km vor der Stadt auf der Schömberger Steige ein. Es war mehr ein Staunen als ein Schrecken, was uns faßte. Das aber war nun auch tatsächlich die letzte Lebensäußerung, die wir von der deutschen Armee

erfuhren. Von jetzt an war sie für uns unsicht-, unhör- und unfühlbar. Für die Nacht vom Donnerstag auf Freitag hatte der neue Kommandant, dessen Truppe die seitherige abgelöst hatte, schon den Vorschlag gemacht, wieder die Kirche zu räumen und in den Häusern zu schlafen. Aber da doch noch immer Schwarze um den Weg sind, bleibt man lieber noch einmal im Pfarrhaus, das von 8 oder gar 12 solchen Wüstensöhnen behütet wird. Sie kampie- ren im Hof, machen ein großes Feuer und kochen am Morgen einen richtigen Kaffee. Natürlich sind die Kinder ständig bei ihnen und Gottfried wandert von Arm zu Arm.

Und nun ist Freitag geworden. Auch diese Truppe rückt ab. Vor

ihrem Abzug habe ich noch ein Gespräch mit dem Adjutanten des Kommandeurs, der mich lachend fragt: „Nun, waren wir so schrecklich?“ „Nein, Sie nicht!“ „Aber die Marokkaner - waren die schlimm? War es arg mit ihnen?“ „C’etait terrible, formidable, horrible“, gebe ich zur Antwort, die er verlegen lächelnd entgegen nimmt. Auf meine Frage, ob ich heute Nachmittag meine Filialorte besuchen könne, antwortete er, auf meine Lazarettpfarrersbinde deutend: „Avec la croix rouge vous irez partout!“ (Mit dem roten Kreuz können Sie überall gehen!) Ein Händedruck und wir sind in unserem Liebenzell wieder ganz unter uns!